Anna Döpfner

# Frauen im Technikmuseum

## Ursachen und Lösungen für gendergerechtes Sammeln und Ausstellen

[transcript] → Edition Museum

# Aus:

*Anna Döpfner*

**Frauen im Technikmuseum**

Ursachen und Lösungen für gendergerechtes Sammeln und Ausstellen

Mai 2016, 222 Seiten, kart., zahlr. z.T. farb. Abb., 24,99 €, ISBN 978-3-8376-3432-7

Was interessiert Frauen (nicht) an Technikmuseen?
Anna Döpfner untersucht die mangelnde Repräsentation von Frauen in Technikmuseen, deren Ursachen und neue Ansatzpunkte zum gendergerechten Forschen, Sammeln und Ausstellen. Ihre Studie, die zentrale museologische Fragestellungen mit der langjährigen Innensicht der Verfasserin auf das Technikmuseum in Berlin verknüpft, regt an zu multiperspektivischem Denken – etwa zwischen den Polen von Technik und Arbeit oder Werkzeug- und Sozialentwicklung. Das Buch regt über den fachlichen Rahmen hinaus dazu an, Ausstellungen genauer zu betrachten und daraufhin zu befragen, wer dort zu wem spricht und damit welche Wirkung hervorruft.

**Anna Döpfner** hat Germanistik, Politikwissenschaften und Ethnologie studiert und als Lehrerin und Kustodin gearbeitet. Von 1988 bis 2014 hat sie die Abteilung Textiltechnik und von 2004 bis 2012 zusätzlich die Abteilung Bildung im Deutschen Technikmuseum in Berlin geleitet.

Weitere Informationen und Bestellung unter:
www.transcript-verlag.de/978-3-8376-3432-7

© 2016 transcript Verlag, Bielefeld

# Inhalt

**Vorwort** | 7

**Einleitung** | 15

**Bestandsaufnahme der Geschlechterverhältnisse in (Technik-)Museen** | 19
Frauen im Deutschen Technikmuseum Berlin | 19
Ergebnisse der Besucherforschung | 21
Frauen in den Ausstellungen »Eisenbahn«, »Luftfahrt« und »Schifffahrt« | 22
Frauen in weiteren Ausstellungen | 32
Von Frauen bevorzugte Ausstellungen | 37
Frauen in anderen Technikmuseen | 41
Frauenmuseen | 43
Frauen in Sonderausstellungen | 46
Frauen in Dauerausstellungen | 48
Hamburg | 49
Marktbreit | 50

**Ursachen der Exklusion** | 53
Natur im Technikmuseum | 53
Aufklärung im Technikmuseum | 59
Aufklärung und Frauen | 61
Technik und hegemoniale Männlichkeit | 65
Gender, Race, Class | 69
Gender im Technikmuseum | 72

**Ansatzpunkte der Inklusion** | 77

**Erster Ansatzpunkt: Kompensatorische Vermittlungsarbeit** | 79

**Zweiter Ansatzpunkt: Kurzfristig realisierbar** | 87
Sprache | 87
Interventionen | 88
Multiperspektivische Ausstellungen | 97
Problematik der Nachbesserung | 101

**Dritter Ansatzpunkt: Langfristig realisierbar** | 103
Personalpolitik | 103
Architektur und Gestaltung | 105
Forschung | 109
Forschungsthema »Gender« im Museum | 109
Forschungsthema »Werkzeug- und Sozialentwicklung« | 118
Forschungsthema »Erinnerung« | 122
Sammlungspolitik | 126
Sammeln und Geschlecht | 126
Objekt und Geschlecht | 128
Objektwahrnehmung | 130
Eigensinn des Objekts | 131
Objekt und Erzählung | 134
Multiperspektivität von Objekten | 135
Neusichtung der Sammlung | 136
Fragen an ein Objekt | 138
Thema »Arbeit« | 139
Museum der Arbeit Hamburg | 139
technisches museum wien | 141
Science Museum London | 143
Ruhr Museum Essen | 144
Sichtbarmachen | 146
Reproduktionsarbeit | 150
Grundbedürfnisse | 157
Globale Arbeitsteilung | 158
Thema »Krieg« | 161
Krieg im Deutschen Technikmuseum Berlin | 163
Krieg und Museum | 173
Krieg, Gender und Museum | 176
Militärhistorisches Museum Dresden | 178
Deutsch-Russisches Museum Karlshorst | 180
Museum Hürtgenwald 1944 und im Frieden | 182
Forschungsaufgaben zu Krieg und Gender im Museum | 185
Kriegserinnerungen | 190

**Wunderkammer** | 193

**Zusammenfassung** | 209

**Literaturauswahl** | 213

# Vorwort

Die vorliegende Arbeit reflektiert die Erfahrung einer langjährigen Innensicht auf das Deutsche Technikmuseum Berlin und setzt sich kritisch mit der Repräsentation von Frauen in (Technik-)Museen auseinander. Sowohl im Berliner Technikmuseum als auch in den meisten anderen Technikmuseen sind Frauen in den Ausstellungsinhalten und nach den Ergebnissen der Besucherstatistik unterrepräsentiert. Im Deutschen Museum in München beispielsweise haben sich die ›Geschlechterproportionen‹ über 25 Jahre hinweg fast nicht verändert: Es kamen immer doppelt soviele Männer wie Frauen in das Museum.[1] Die Besucher_innenforschung im Deutschen Technikmuseum Berlin brachte nach regelmäßigen Befragungen zwischen 2006 und 2010 das gleiche Ergebnis.[2]

In dieser Arbeit soll den Gründen nachgegangen werden, warum Technikmuseen für Frauen so wenig attraktiv sind, wie es die Besucher_innenzahlen belegen. Die Analyse soll auch zeigen, warum in Bezug auf die Repräsentation von Frauen in Technikmuseen bisher kaum etwas passiert ist. Die vielen tiefgreifenden Veränderungen im Technikmuseum wie etwa der Paradigmenwechsel von der Darstellung einer auf technische Fakten, Reihungen und Jahreszahlen fokussierten Technikgeschichte zu einer Kulturgeschichte der Technik bezog Erkenntnisse der Geschlechterforschung nicht oder nur unwesentlich ein. Dabei hat die Geschlechterforschung in den letzten 40 Jahren immer differenziertere Ergebnisse hervorgebracht, die sichtbar in die Gesellschaft eingegangen

**1** | Klein, Hans Joachim u. a., go West. Die Besucher des Deutschen Museums und ihre Meinungen über das Neue Verkehrsmuseum, Karlsruhe 2000.

**2** | Schönert, Volker, VisitorChoice, Besucherbefragung und Evaluation, Deutsches Technikmuseum Berlin, Profilbefragung Haupthaus 2006–2009 und Profilbefragung Haupthaus 2006–2010.

sind. Heute ist die ehemalige »Frauenforschung« als Fachrichtung an vielen Hochschulen unter der Bezeichnung »gender studies« etabliert und unterwirft bereits ihre eigene Geschichte der kritischen Reflexion. In dieser Geschichte der wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit dem Thema »Geschlecht« können vier Richtungen verortet werden, die auch in die vorliegende Arbeit eingegangen sind: die Theorien von Gleichheit und Differenz der Geschlechter und die Konstruktion und Dekonstruktion von Geschlecht.[3] Diese vier Bewegungen in der Geschlechterforschung sollen im Folgenden als Grundlage für die später ausgeführten Thesen zur Geschlechterfrage im Technikmuseum kurz vorgestellt werden. Leser_innen, die an der Einordnung der Arbeit in die Theorie der Geschlechterforschung weniger interessiert sind, können dies »Vorwort« auch überspringen und das Buch mit der »Einleitung« beginnen. Es könnte dann sinnvoll sein, das »Vorwort« zum Schluss zu lesen.

Zu Beginn der »Frauenforschung« in den 1960er- und 70er-Jahren stand die Durchsetzung sozialer Gleichberechtigung von Mann und Frau im Mittelpunkt der akademischen und gesellschaftlichen Auseinandersetzung. Dabei wurde von einer als grundsätzlich angenommenen Gleichheit der Geschlechter ausgegangen. Ziel dieser Bewegung war Chancengleichheit und ein Ansatz zu ihrer Durchsetzung u. a. das volle Ausschöpfen des weiblichen Bildungspotenzials.

Etwa zehn Jahre später verbreitete sich unter dem Begriff der Differenz zwischen den Geschlechtern eine von der Psychoanalyse beeinflusste Position in der Frauen- und Geschlechterforschung, die von unüberwindbaren und für die Aufrechterhaltung der sozialen Ordnung notwendigen biologischen (und sozialen) Unterschieden zwischen Frau und Mann ausging. Differenztheoretiker_innen sahen einen Weg zur Durchsetzung größerer Geschlechtergerechtigkeit darin, den Eigenschaften, die Frauen

**3** | Einen jeweils kurzen Überblick über die Geschichte der Frauenforschung bzw. -bewegung bieten z. B. Lenz, Ilse, Frauenbewegungen: Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen. In: Becker, Ruth, Kortendiek, Beate (Hg.), Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie, Wiesbaden 2010, S. 867–877, und Opitz, Claudia, Nach der Gender-Forschung ist vor der Gender-Forschung. Plädoyer für die historische Perspektive in der Geschlechterforschung. In: Casale, Rita, Rendtorff, Barbara (Hg.), Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, S. 14–31.

als wesenhaft zugeschrieben wurden, gesellschaftliche Wertschätzung zu verschaffen. Gleichberechtigung bedeutete für sie Gleichheit durch die Anerkennung der Differenz zwischen den Geschlechtern.

Anfang der 1990er-Jahre setzte sich in der Geschlechterforschung die Gendertheorie durch u. a. beflügelt durch den 1986 erschienenen Artikel »Gender: A Useful Category of Analysis« der Historikerin Joan Scott.[4] Genderforscher_innen unterscheiden zwischen Sexus, dem biologischen Geschlecht, und der Konstruktion von »Gender« als sozialem Geschlecht. Mit dem Wechsel von der »Frauen«- zur »Genderforschung« kam die soziale Emanzipation von Frauen und Männern gleichermaßen in den Blick. Sie bestimmt heute die öffentliche Diskussion. Zu deren Weiterentwicklung hat im Wesentlichen die Philosophin Judith Butler mit ihrem 1990 in New York veröffentlichten Buch »Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity« beigetragen.[5] Sie geht davon aus, dass auch der Körper sozial konstruiert ist, und beschreibt damit eine Dekonstruktion des Genderbegriffs. Es gibt nach Butlers Auffassung keine vorgesellschaftliche, naturgegebene Geschlechtlichkeit. Die Körper werden in einem lebenslang sich vollziehenden Prozess durch auf sie einwirkende (Sprach-)Handlungen in die Zweigeschlechtlichkeit gedrängt, weil Heterosexualität die gesellschaftliche Norm und das anzustrebende Ideal ist.[6] An der Aufrechterhaltung dieser Norm ist nach Butler die feministische Geschlechterforschung solange mitbeteiligt, wie sie am Begriff der Zweigeschlechtlichkeit festhält. Verzichtet die feministische Bewegung aber auf die Rede von »männlich« und »weiblich«, ist ihrem Kampf für eine Veränderung des Geschlechterverhältnisses das Gegenüber entzogen. Butler schlägt als neue Formen des Widerstands die subversive Um-

**4** | Deutsch: Gender, eine nützliche Kategorie der historischen Analyse. In: Schissler, Hanna (Hg.), Geschlechterverhältnisse im historischen Wandel, Frankfurt a. M. 1993, S. 37–58.

**5** | Deutsch: Das Unbehagen der Geschlechter, Frankfurt a. M. 1991.

**6** | Sprache ist in dieser Sicht ein Konstruktionsprinzip von Wirklichkeit; Worte haben die Macht, das, was sie bezeichnen, auch zu vollziehen. Die als performativ bezeichneten Sprechakte dienen dem Erhalt der patriarchalischen Machtstrukturen.

kehrung von Sprechakten, Geschlechterparodien und die Variierung der unausweichlichen, normierenden Wiederholungen vor.[7]

Die von Butler favorisierte politische Praxis ist ebenso wie ihre Analyse der Genderforschung mit der Begründung kritisiert worden, die von ihr entwickelte Theorie sei losgelöst vom historischen und sozialen Fundament. Butler sieht den einzelnen Menschen: Sie traut jedem Individuum zu, durch die Entwicklung seines und ihres Bewusstseins die normierenden Zwänge der Heterosexualität aufzubrechen und für sich selbst eine von vielen möglichen Identitäten herauszubilden. Es geht in Bezug auf die Genderfrage nicht mehr um Differenz, sondern um Differenzen. In der Einschätzung ihrer Kritiker_innen vernachlässigt Butler dabei die Nähe ihres Denkens zur neoliberalen Wirklichkeit, in der

»die vorherrschende Form der Ideologie heute genau die der multiplen Identitäten [ist]. Wenn wir dieses Spiel spielen – nicht männlich, nicht weiblich, sondern vielmehr alle Möglichkeiten offen halten – dann spielen wir genau das spätkapitalistische Spiel.«[8]

Diese Einordnung der Theorie von Judith Butler in ihren zeitlichen Kontext verweist darauf, dass alle vier hier skizzierten Theorien der Geschlechterforschung in einem bestimmten wirtschaftspolitischen Zusammenhang entstanden sind. Die Forderung nach Chancengleichheit der Geschlechter, verbunden mit dem Angebot kompensatorischer Bildungsangebote für Mädchen, wurde in der Bundesrepublik zu einem Zeitpunkt erhoben, als sich die Erkenntnis verbreitete, dass noch bestehende wirtschaftliche Modernisierungsrückstände mit der Förderung von brachlie-

**7** | Dazu Butler, Judith, Körper von Gewicht, Berlin 1995, S. 318: »Die Performativität beschreibt diese Beziehung des Verwickeltseins in das, dem man sich widersetzt, dieses Wenden der Macht gegen sie selbst, um alternative Modalitäten der Macht zu erzeugen und um eine Art der politischen Auseinandersetzung zu begründen, die nicht ›reine‹ Opposition ist, eine ›Transzendenz‹ derzeitiger Machtbeziehungen, sondern ein schwieriges Abmühen beim Schmieden einer Zukunft aus Ressourcen, die unweigerlich ›unrein‹ sind.«

**8** | Žižek, Slavoj, zit. n. Osborne, Peter (Hg.), Postscriptum. In: ders., A Critical Sense: Interviews with Intellectuals, London 1996, S. 42, zit. und übersetzt von Soiland, Tove, Jenseits von Sex und Gender. In: Fleig, Anne (Hg.), Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose, Frankfurt a. M. 2014, S. 113.

gendem »Humankapital« aufgeholt werden können. Die Differenzbewegung setzte ein, als die Wirtschaft prosperierte und sich die Gesellschaft nach der studentischen 1968er-Bewegung öffnete. Und das Konzept der Genderkonstruktion ebenso wie das seiner Dekonstruktion steht im Zusammenhang mit dem neoliberalen Wirtschaftssystem der westlichen Welt, das sich seit den 1990er-Jahren durchsetzt. »Die Gender-Theorie ist eine herrschaftskritische Theorie, aber sie ist in neoliberale Politik *verwickelt*.«[9] Denn die Erkenntnis der Konstruiertheit des Geschlechts in der Genderforschung hat den Gegensatz zwischen Männern und Frauen soweit relativiert, dass auch der Gegensatz von Öffentlichkeit und Privatheit, Produktion und Reproduktion, Arbeit und Leben an Kontur verlor. Es war das Ziel der Frauenbewegung, flexible Übergänge zwischen den Bereichen zu schaffen, die traditionell Männern oder Frauen zugeschrieben wurden, beispielsweise zwischen Beruf und Familie. Heute verfolgt die neoliberale Wirtschaft das gleiche Ziel.[10] Ihre Wirtschaftsstruktur befördert eine Ökonomisierung der gesamten Gesellschaft, in der alle natürlichen Ressourcen, besonders die menschliche, in den Dienst der materiellen Entwicklung gestellt werden. Mit dem Fortschreiten dieser Entwicklung, die auch Frauen weitreichende Entfaltungsmöglichkeiten bietet, ist Stillstand in der feministischen Bewegung eingetreten: »[D]er Frauenbewegung korrespondiert kein *gender movement*.«[11]

Die Entwicklung der Frauenforschung über die Genderforschung bis zur Dekonstruktion von »Frauen« und »Gender« spiegelt sich in der vorliegenden Arbeit.

Das Kapitel über die Bildung im Museum baut beispielsweise auf dem Gleichheitskonzept zwischen Mann und Frau auf, das in der Frühphase der Frauenbewegung im Vordergrund stand. Die in der Arbeit zentrale

**9** | Kontos, Silvia, Mit »Gender« in der Bewegung? Eine Antwort auf die Frage »Was kommt nach der Genderforschung?« aus der Perspektive von Frauenbewegung. In: Casale, Rita, Rendtorff, Barbara (Hg.), Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung, Bielefeld 2008, S. 67.

**10** | 2014 wurde beispielsweise im Microsoft-Konzern die Trennung von Erwerbsarbeit und Reproduktionsarbeit aufgeben. Die Arbeitnehmer_innen können arbeiten, wo, wann und wie sie wollen.

**11** | Klinger, Cornelia, Gender in Troubled Times: Zur Koinzidenz von Feminismus und Neoliberalismus. In: Fleig, Anne (Hg.), Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose, Frankfurt a. M. 2014, S. 127.

Forderung nach der Entwicklung von Multiperspektivität im Museum bezieht sich sowohl auf die Differenztheorie als auch auf den Identitätsbegriff in der dekonstruktivistischen Theorie. Die These der Konstruiertheit der Geschlechter, wie sie in der Gendertheorie entwickelt wurde, durchzieht das gesamte Buch. Sie besagt, dass alles auch anders konstruiert werden könnte, und legt damit den Grundstein für eine neue Sammlungs-, Forschungs- und Ausstellungsarbeit im Museum.[12]

Die am weitesten fortgeschrittene Position der feministischen Theorie der Philosophin Judith Butler[13] ist am wenigsten mit der vorgefundenen Situation im (Technik-)Museum vereinbar. Ihre Vision einer Gesellschaft, in der das Geschlecht kein herrschaftslegitimierender Faktor mehr ist, kann als utopisches Moment die Arbeit im Museum vorantreiben. Die Vorstellung, gesellschaftliche Normalität wie die Zweigeschlechtlichkeit radikal in Frage zu stellen, ist mutig, herausfordernd und anspruchsvoll. Sie wirkt aber gleichzeitig lähmend, weil sich vom akademischen Standpunkt des Dekonstruktivismus im Museum mit jeder Benennung des Geschlechts und mit jedem Inklusionsangebot die bestehende patriarchalische Geschlechterordnung weiter verfestigt. Um Zuschreibungen zu vermeiden, dürften daher über »Frauen« keine Aussagen mehr gemacht werden (beispielsweise: »Frauen sind in den Ausstellungen

**12** | Die Erkenntnis der Konstruiertheit der Geschlechter fordert zum Nachdenken über den »Möglichkeitssinn« heraus, den der Schriftsteller Robert Musil 1930 und bis heute unübertroffen formuliert hat: »Wenn es aber Wirklichkeitssinn gibt, und niemand wird bezweifeln, dass er seine Daseinsberechtigung hat, dann muss es auch etwas geben, das man Möglichkeitssinn nennen kann. Wer ihn besitzt, sagt beispielsweise nicht: Hier ist dies oder das geschehen, wird geschehen, muss geschehen; sondern er erfindet: Hier könnte, sollte oder müsste geschehen; und wenn man ihm von irgendetwas erklärt, dass es so sei, wie es sei, dann denkt er: Nun, es könnte wahrscheinlich auch anders sein. So ließe sich der Möglichkeitssinn geradezu als die Fähigkeit definieren, alles, was ebenso gut sein könnte, zu denken, und das, was ist, nicht wichtiger zu nehmen als das, was nicht ist.« Musil, Robert, Der Mann ohne Eigenschaften, Reinbek 1981, Bd. 1, S. 16.

**13** | Wobei Feminismus als eine Emanzipationsbewegung zu verstehen ist, die Geschlechterverhältnisse als Machtverhältnisse analysieren und verändern will. Siehe dazu Thiessen, Barbara, Feminismus: Differenzen und Kontroversen. In: Becker/Kortendiek 2010, S. 37–44.

nicht repräsentiert« oder »Frauen möchten in den Ausstellungen Technikfolgen sehen«). Im Moment drängt sich aber während des »schwierigen Abmühen[s] beim Schmieden einer Zukunft aus Ressourcen, die unweigerlich ›unrein‹ sind«[14], vorrangig das genaue Hinsehen und eine grundlegende Analyse des Bestehenden auf. Dies ist nur über Sprache realisierbar. Insofern ist Butlers These, Sprache verfestige Wirklichkeit, nur die halbe Wahrheit. Reflektierte Sprache bricht Wirklichkeit auch auf. Die butlersche Theorie fordert zu einer Ausstellungspraxis heraus, die in multiperspektivischer Weise den verschiedenen Identitäten gerecht wird, die ein Individuum ausprägen kann. Das Genderkonzept kann dabei, wenn es verändern will, ohne zu reproduzieren, nur paradox verwandt werden in dem Sinn von »using gender to undo gender«, d. h. als eine reflektierende Genderpraxis.[15] Diese Methode dient dem Aufzeigen von geschlechterbezogenen Repräsentationsmustern und Leerstellen. Sie unterstützt die historische und aktuelle Analyse von Ausschlussmechanismen und die inhaltliche Arbeit am Aufbau eines Museums, in dem Menschen als unterschiedlich sozial geprägte, je einzigartige Individuen neue Erfahrungen machen und Erkenntnisse gewinnen können.

Vor dem Hintergrund zum einen der täglichen Museumsarbeit und zum anderen einer fortgeschrittenen Gendertheorie verweist die vorliegende Arbeit auch auf die Diskrepanz zwischen Theorie und Praxis, zwischen Wissenschaft und Alltag, d. h. in diesem Fall auf das Missverhältnis zwischen der Ausdifferenzierung der »gender studies« und dem gleichzeitigen Stillstand in der gesellschaftspolitischen Entwicklung zu mehr Geschlechtergerechtigkeit. Insofern ist die Arbeit ein Spagat zwischen befreienden Erkenntnissen auf der einen Seite und der Begrenztheit des (Museums-)Alltags auf der anderen. Ziel der Untersuchung ist es deshalb, einen weiteren Anstoß zur Schaffung von emanzipatorischen Verhältnissen in (Technik-)Museen zu geben. Um in dieser Richtung weiterzuarbeiten, sind in Zukunft insbesondere solche Untersuchungen erforderlich, die einzelne Aspekte des Sammelns und Ausstellens speziell im Technikmuseum analysieren und zu neuen Strategien und neuen Vermittlungsformen führen. Allerdings sind auch die institutionellen

**14** | Butler 1995, S. 318.

**15** | Siehe dazu *Gender*-Manifest. Plädoyer für eine kritisch reflektierende Praxis in der *gender*orientierten Bildung und Beratung. Herausgegeben von Regina Frey u. a., Berlin 2006.

Bedingungen, beispielsweise eine geschlechtergerechte Personalpolitik, mit zu reflektieren, die für diese Veränderungen die Voraussetzungen darstellen.

# Einleitung

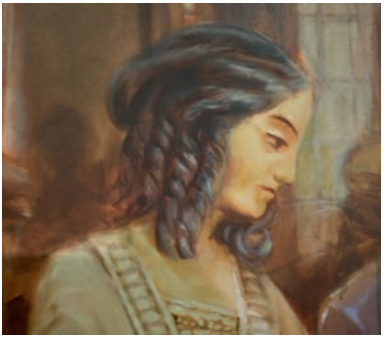
Als das Deutsche Technikmuseum Berlin 1983 unter dem Namen Museum für Verkehr und Technik eröffnet wurde, gehörte zur ersten Ausstellung eine »Mechanische Werkstatt« als ›Keimzelle‹ des Museums. Dort sollte das Museumskonzept sichtbar werden: die Verbindung von Technik- und Kulturgeschichte. Eine Dampfmaschine aus England, dem ›Mutterland‹ der Industrialisierung, treibt in der »Mechanischen Werkstatt« Arbeitsmaschinen eines Metallbetriebs aus Berlin-Kreuzberg an, und ein von dem Künstler Manfred Blessmann geschaffenes Wandbild hinter der Dampfmaschine stellt den kulturgeschichtlichen Zusammenhang her.

*Manfred Blessmann, Wandbild »Fabrik« (1983).*
*Ausstellung »Mechanische Werkstatt«, Deutsches Technikmuseum Berlin*

Foto: © SDTB/C. Kirchner

Das Wandbild verlängert die Objektanordnung in der Ausstellung optisch in die Tiefe und zeigt eine Szene in einer Fabrikhalle des 19. Jahrhunderts. In langen Reihen arbeiten Männer an transmissionsbetriebenen Werkzeugmaschinen. In der linken Bildhälfte stehen zwischen zwei Reihen von Arbeitsmaschinen drei Personen, die sich in Kleidung und Gestus deutlich von den Arbeitern abheben. Offenbar macht der Fabrikbesitzer für ein Besucherpaar, einen Mann und eine Frau, eine Werksführung. Der Fabrikbesitzer steht mit dem Rücken zu den Betrachtenden dieses Gemäldes und deutet mit seiner rechten Hand in den Fabrikraum. Dabei wendet er sich an den männlichen Besucher, der ihm interessiert zuhört. Die Frau des Besuchers hat sich bei ihrem Mann eingehängt und schaut vor sich hin oder in sich hinein. Sie scheint kein Interesse an dem zu haben, was sie umgibt.

*Manfred Blessmann, Wandbild »Fabrik« (1983), Details.*
*Ausstellung »Mechanische Werkstatt«, Deutsches Technikmuseum Berlin*



Fotos: A. Döpfner

In dieser Darstellung eines zentralen Moments der Technik- und Kulturgeschichte – dem Beginn der fabrikmäßigen Produktion – sind die männlichen Vertreter der sozialen Klassen repräsentiert durch ihre Arbeit, ihr Produkt, ihren Raum. Die einzige Frau auf dem Bild steht als Anhängsel eines Mannes da. Sie ist anwesend und abwesend zugleich. Ihr Beitrag zur Industriegeschichte erscheint hier jenseits von Sichtbarkeit und Aktivität. Der Künstler hat dem Fabrikdirektor, der die Besucher auf dem Gemälde durch sein Haus führt, die Gesichtszüge des Gründungsdirektors des Technikmuseums in Berlin verliehen. Seine Doppelrolle auf dem Gemälde könnte darauf verweisen, dass auch im Museum Frauen

nur am Rande sichtbar werden. Obwohl an dem, was im Technikmuseum gezeigt wird, Frauen direkt und indirekt beteiligt sind, wird ihre Perspektive im Allgemeinen ausgeklammert und den Besucher_innen eine Präsentation angeboten, die der Kommunikation unter Männern dient und deren gesellschaftliche Vormachtstellung bestätigt. So verweist das Gemälde programmatisch auf das, was im Museum passiert: Das Versprechen einer Kulturgeschichte der Technik wird nicht eingelöst. Dafür wäre ein erweiterter Blick auf die Objekte erforderlich, um zu einer Ausstellungspraxis zu kommen, die alle am Geschichtsprozess Beteiligten einschließt. Wer hat die Ressourcen gefördert und aufbereitet, aus denen die Objekte gemacht sind? Wer hat die Objekte hergestellt? Wer hat die Grundbedürfnisse der Menschen erfüllt, die die Objekte produziert haben? Wer hat die Objekte genutzt und konsumiert? Wer hat sich um den Abfall gekümmert, der von den Objekten übrig blieb? Wenn das Technikmuseum diesen Fragen nachgeht und für seine Besucher_innen in den Ausstellungen in Bilder umsetzt, dann wird Technikgeschichte zu einer Geschichte von Frauen, Männern, Unternehmer_innen, Arbeiter_innen und Museumsbesucher_innen.

Mit der vorliegenden Arbeit wird nach einer Bestandsaufnahme der Repräsentation von Männern und Frauen vorrangig in Technikmuseen den Ursachen nachgegangen, die zu dem vorherrschenden Blick auf die Objekte im Technikmuseum geführt haben. Danach werden Ansatzpunkte herausgearbeitet, wie dieser Blick durch konstruktive Kritik erweitert werden kann. Auf diesem dritten Teil liegt der Schwerpunkt der Arbeit. Es soll damit eine praxisorientierte Anregung zur Beantwortung der Frage gegeben werden, die viele Museumsfachfrauen beschäftigt: »Wie die Kategorie Gender bewusst reflektiert werden kann, wie sie als analytische und emanzipative Kategorie in museale Praktiken Eingang finden soll.«[16] Eine Öffnung von Technikmuseen in geschlechtsspezifischer Hinsicht würde die Institutionen bereichern und die gesellschaftlich erforderliche Auseinandersetzung möglichst vieler Menschen mit Technik stärker befördern, als es bisher geschehen ist.

---

**16** | Muttenthaler, Roswitha, Gender dingfest machen. Haushalt sammeln im Technischen Museum Wien. In: Landschaftsverband Rheinland (Hg.), »Männersache(n) – Frauensache(n)«: Sammeln und Geschlecht. Dokumentation einer Tagung des Landschaftsverbandes Rheinland, Dezernat für Kultur und Umwelt, Gleichstellungsamt, Köln 2007, S. 42.

Ausgegangen und immer wieder dorthin zurückgekehrt wird in dieser Arbeit vom Deutschen Technikmuseum Berlin, das zu den weltweit größten Technikmuseen gehört und jährlich von etwa einer halben Million Menschen besucht wird. Die prinzipielle Offenheit dieses Museums gegenüber gesellschaftlichen Fragestellungen hat in Bezug auf die Geschlechterfrage bisher in den Sammlungen und Ausstellungen kaum einen Niederschlag gefunden. Eine Rolle spielt dabei sicher das anfangs erwähnte unausgewogene Geschlechterverhältnis unter den Besucher_innen. Aber alle Menschen leben von morgens bis abends intensiv mit Technik. Aufstehen, duschen, frühstücken, die Kinder auf ihren Weg schicken, zur Arbeit fahren – schon in dieser kurzen Zeitspanne am Tagesbeginn kommen wir mit einer Vielzahl technischer Produkte und Verfahren in Berührung und nutzen sie zur Erleichterung unseres Alltags. Was zu unserem Leben gehört, was uns hilft, über was wir uns freuen und ärgern – und dazu gehört Technik – zieht unser Interesse im Allgemeinen auf sich. Dass diese Regel im Technikmuseum nicht für alle gilt, liegt nicht am Thema, sondern am Museum. Frauen werden im Technikmuseum als Zielgruppe nicht oder nicht hinreichend berücksichtigt. Ihre kulturelle Teilhabe, wie sie in Konventionen und Gesetzen, in Deutschland zuletzt durch das Allgemeine Gleichbehandlungsgesetz von 2006, formuliert ist, erfährt im Berliner Technikmuseum wie in vielen anderen Technikmuseen keine Umsetzung. Wie sich dieser Ausschluss von Teilhabe am kulturellen Angebot in den Ausstellungen konkret darstellt, soll im Folgenden zunächst in einer Bestandsaufnahme beschrieben werden.